

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Die Tochter des Nebenbuhlers.

Roman nach fremdem Motiv frei bearbeitet von Ilka Sch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

General Lester konnte in dieser Zeit seine einstige Soldatennatur nicht verleugnen. Eifrig folgte er jeder Linie des Kriegsschauplatzes.

Schon des Morgens erschien er beim Frühstück mit der Feldkarte, ließ keinen Zeitungsbericht ungelesen und tadelte oder lobte, je nachdem die Situation seinen Ansichten entsprach, die richtige Auffassung der Generale.

Er las den genauen Bericht über die erste Schlacht und die große Geistesgegenwart des Sergeanten Lester, mit welcher dieser seinen Vorgesetzten aus den Händen der Feinde befreite. Alles war genau angegeben nur der Vorname fehlte. Derselbe Name kam auch später wiederholt in eingreifenden Momenten vor.

General Lester hatte den Bericht noch nicht vollendet, da sprang er wie toll auf. Der junge Sergeant sollte für seine Tapferkeit ausgezeichnet werden und sein voller Name wurde diesmal angegeben. Herr Percival Lester, kürzlich zum Sergeanten

im 160 königlichen Regimente Devon ernannt, wurde seiner verdienstvollen Leistungen wegen zum Leutnant befördert.

Jetzt mußte er, wo sein Sohn war. In einem Jahr hatte Percival sich einen Namen gemacht. Das Vaterherz schlug

stimmtheit, womit er jeder Aufklärung auswich.

Lucy hatte das Morgenblatt ebenfalls gelesen. Jetzt stürmte sie mit glühenden Wangen herein, die Zeitung in der Luft schwingend.



Die Tochter des Nebenbuhlers. Lili ergriff Penningtons abgemagerte Hand.

„Ich habe ihn gefunden!“ rief sie im Uebermuth der ersten freudigen Erregung. „Da, da, mit Ruhm wird er genannt. Ach, General Lester, wie stolz müssen Sie auf Ihren Sohn sein!“

Vater und Mutter, Beiden ging das Herz auf, als sie das Lob Percival's lasen. Sie waren auch die Ersten, ihn an der Landungsbrücke zu begrüßen, als das Regiment in Portsmouth ausgeschifft wurde. In stiller Umarmung begrüßten sie ihr Kind und drückten es gerührt an die liebende Brust.

XXXIX.

General Lester weilte noch etliche Tage bei dem Regimente seines Sohnes. Er wollte die Rückkehr Percival's mit einem festlichen Gelage, zu dem haupt-

dem alten Krieger vor Freude.

Nun verstand er auf einmal das lebhafteste Interesse, womit Percival und Oberst Stanley an jenem Weihnachtsabend sich unterhielten, seinen Entschluß, sich allein durch die Welt zu schlagen und die Be-

sächlich seine Kameraden und einige höher gestellte Offiziere geladen waren, beschließen, um jedem seine große Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme, die Percival bei seinem Regimente gefunden, aussprechen zu können.

Gerührt nahm der General endlich von seinem Sohne und Oberst Stanley Abschied, nachdem er von Beiden die Zusage erhalten, Weihnachten mit ihm und seiner Frau zusammen zu verbringen.

Das bevorstehende Fest brachte neues Leben in die Besitzung.

Frau v. Lester bestand darauf, sämtliche Mitglieder der Familie Camberley an dem Tage bei sich zu sehen. Rätche nebst ihrem Manne, dem Gutsbesitzer von Nutdale, durften gewiß auch nicht fehlen und Doktor Stanley hatte ebenfalls zugesagt. Das untere Geschloß hatte kaum Raum, um alle Gäste zu fassen.

Im verfloffenen Frühjahr war die Hochzeit der ältesten Tochter Sir John's mit Oskar Neville vollzogen worden. Verschieden und still lebte dann das junge Ehepaar in Nutdale zur Freude des alten Grafen, dem die erreichbare Nähe seines Kindes wohlthat. Im Spätherbst unternahm sie eine größere Tour zu den pittoresken Seen Norwegens und Schwedens und waren erst kürzlich in ihrem gemüthlichen Heim eingetroffen.

Lucy flatterte wie ein fröhlicher Schmetterling bald zu ihrer Schwester hinüber, bald hüpfte sie über Treppen und Gänge im eigenen Heim.

Sie hatte ihn ja wieder, Percival, dem ihr Herzschlag galt. Was verlangte sich ihre selbstlose Seele denn anderes, als ihn nun wiedersehen zu können, und bald, ach wie bald würde er wirklich da sein! Unermüdblich half sie bei den Vorbereitungen zu dessen Empfange und war für Frau v. Lester von großem Nutzen.

Sir John hatte den Wagen zur Bahn geschickt, um Percival und Oberst Stanley abzuholen. Ueberall schaute ihm fröhlicher Gruß entgegen, nirgends hieß man Percival aber so herzlich willkommen, als vor dem Portale seines eiterlichen Hauses. Dort standen Vater, Mutter und Lucy Camberley, eine Gruppe traurer Gesichter.

Bewundernd ruhten die Blicke des Obersten auf der schönen Gestalt des jungen Mädchens. „Welch' liebliche Erscheinung,“ sprach er zu Lester. „Sie sind um Ihre kleine — Freundin zu beneiden, junger Mann.“

„Gewiß, Oberst Stanley, Niemand weiß so gut dieses Glück zu schätzen, wie ich. Wie ein Engel pflegte sie mich, als ich hier krank wurde. Größ' Gott, Mutter, — Größ' Gott, Lucy!“

Seinem Vater den Empfang seines Gastes überlassend, warf er sich seiner Mutter an die Brust und drückte einen dankbar ehrerbietigen Kuß auf Lucyens Hand.

„Wie danke ich dem Himmel, mein Sohn, der es mir vergönnt, Dich wieder in meine Arme schließen zu dürfen,“ und sie barg die Freudenthränen an seinem Halse. Margit und Doktor Stanley kamen nun auch zum Thor, Percival willkommen zu heißen.

„Der Tausend, junger Freund, Sie kommen mir ja ganz anders vor, ich würde beinahe sagen, gewachsen.“

Schallendes Gelächter begleitete diese Anekdote von Seiten der übrigen Gesellschaft.

„Ich verstehe, was Sie sagen wollten, Doktor,“ sagte Margit. „Herr v. Lester macht einen männlicheren Eindruck!“

Natürlich, Margit kann Ihre Gedanken besser errathen, als wir arme Sterblichen,“ neckte Lucy. „Ihre Leistungen sind in dieser Richtung unübertrefflich.“

„Margit hat Recht,“ antwortete Doktor Stanley lächelnd. „Er hat eine militärische Haltung, sein ganzer Bau ist dadurch entwickelt.“

„Laßt uns lieber hineingehen als hygienische Betrachtungen über meine unschuldigen Knochen anstellen,“ witterte Percival mit Humor. Mutter hat Thee für uns bereitet, ein Bißchen Wärme wird uns Allen wohl thun. wenn man nimmt, daß uns die Tropenländer in permanenter Siedehitze erhalten haben.“

„Aegypten im Sommer und England im Winter bilden freilich einen großen Kontrast,“ erwiderte Doktor Stanley. „Doch selbst winterliche Kälte zaubert Rosen auf blühende Mädchenwangen. Fräulein Lucy wäre gern in meiner Begleitung zur Pflege der Verwundeten hinuntergegangen. Leider konnte ich meine hiesigen Patienten nicht verlassen. Es hätte mich selbst interessiert, einen Einblick in die aufgeschlagenen Spitäler zu gewinnen.“

„Manch' armer Teufel wäre froh gewesen, seine Wunden von so zarter Hand gepflegt zu sehen, wie mir es von Fräulein Lucy so liebevoll zu Theil wurde. Man brachte uns wohl Hilfe. Viele Frauen widmeten sich mit edler Humanität den übernommenen Pflichten und es ist rührend, wie ihr Kommen und Gehen, Schaffen und Walten ihnen die Herrschaft über oft tode, zügellose Naturen giebt. Krankenpflege in diesem Sinne ist der Vorn, aus dem ein krankes Gemüth neue Hoffnung und Stärke schöpft.“

„Viel Wahrheit liegt in Ihren Worten,“ pflichtete Oberst Stanley Percival bei. „Selbst der gemeinste Soldat verehrt die pflegende Frauenhand und begegnet jeder Dame mit dankersüßter Hochachtung.“

„Das ist wohl sehr ermutigend,“ sprach Lucy mit Interesse. „Ich fühle es wie eine höhere Bestimmung, auch mich dereinst noch diesen heiligen Pflichten zu widmen. Ob ich wohl dazu geeignet wäre?“

„Außerordentlich,“ antwortete Doktor Stanley voll Ueberzeugung, und Percival stimmte seiner Meinung unbedingt bei.

## XI.

Wir haben den Begebenheiten um ein bedeutungsvolles Jahr vorgegriffen. Lenken wir unsere Schritte zu dem Zeitpunkte wieder zurück, als wir Lili nutzlos, gebrochen auf den Steinstufen des verlassenen alten Hauses in Moulton zurückließen.

Eine Magd öffnete neugierig aus einem anstoßenden Hause das Fenster, erblickte Lili und rief:

„Alles leer da drüben. Brauchen nicht länger zu warten, die Herrschaften sind fort und kommen nicht wieder.“

Lili erhob sich. Sie zog den Schleier dicht über ihr Gesicht und schleppete sich mühsam mit steifen Gliedern zum Nebenhause.

„Wissen Sie, wohin General Lester sich begeben hat?“

„Na, der Ausbruch war etwas sonderbar.“ Niemand erfuhr, warum oder wie. In einem Augenblicke schien Alles wie verdunstet.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Lili matt; „was war sonderbar?“

„Gnädiges Fräulein wissen doch von den dunklen Geschichten des jungen Herrn; es hieß ja, er sei aus der Faut entlassen, aber Niemand konnte recht sagen, warum. Darauf wurde er schwer krank; der Doktor mußte täglich kommen, Alles wurde mit Stroh belegt, damit kein Straßenlärm heraufdringe. Eines schönen Morgens aber kam eine große Kutsche, die Herrschaft fuhr mit dem jungen Herrn fort und nichts hat man seitdem von ihnen gehört.“

„Schwer krank, sagen Sie,“ stöhnte Lili. „Sah er blaß aus, als er fortfuhr?“

„Na, das will ich meinen, gnädiges Fräulein. Wie ein Schatten trat er aus dem Hause und bleich war er — kreideweiß, sag' ich, wie meine Schürze! Armer junger Herr!“

Lili klammerte sich kramphast an den Gitterposten.

„Der Herr General kam über eine Nacht noch einmal zurück,“ fuhr die Magd in ihrem Redestrom weiter. „Am frühen Morgen war er aber schon wieder auf und davon und seitdem blieb drüben Alles leer.“

„So weiß Niemand mir zu sagen, wohin die Familie übersiedelt ist?“ frug Lili noch einmal. „Ich habe über wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen.“

„Wenn sie Ihnen vielleicht etwas schulden, sollten gnädiges Fräulein sich lieber gleich an die Polizei wenden,“ meinte eifrig die Magd. „Hier richten Sie nichts mehr aus. Ein Möbelwagen schaffte die Einrichtung fort.“

„Wohin, das wissen Sie wohl nicht?“ „Keine Ahnung. Die Herrschaft war gegen die Dienerschaft nie mittheilsam. Empfehl' mich, meine Gnädige klingelt schon zweimal.“ Klirrend schlug sie das Fenster wieder zu.

„Vielleicht erfahre ich etwas auf der Post oder bei der Bank,“ murmelte Lili lei e. Mühselig wankte sie der Stadt zu. Der Portier stand im offenen Thur, als das junge Mädchen die Stätte ihrer Jugend wieder betrat.

„Hat Herr v. Lester definitiv seine Stelle hier aufgegeben?“ frug sie vorsichtig. Sie kannte sehr gut das Ungeheure des Wagnisses.

„Ja,“ erwiderte der Mann artig.

„Können Sie mir sagen, warum er fort ist?“

„Sie sind nicht die Erste, die diese Frage stellt. Ich wollte, man wüßte das. Es wird aber in ganz Moulton Niemand außer Herrn William Lester und Herrn Warrington sein, der darüber Auskunft zu geben vermag. Dort kommt mein Herr, wollen Gnädige vielleicht selbst mit ihm sprechen?“

„Nein, nein,“ antwortete sie erschrocken, und eilte in entgegengesetzter Richtung weiter.

Sie trat zu einem Postbeamten mit der Bitte, ihr die Adresse des Generals Lester angeben zu wollen. Man sagte ihr, die angehäuften Briefe seien vor etlichen Tagen von einem Diener abgeholt worden, ohne Angabe des veränderten Aufenthaltes. Unverrichteter Sache begab sich Lili wieder auf die Straße.

Erschöpft, einer Ohnmacht nahe, mußte ihr unsicherer Gang Aufsehen erregen.

Sie gewährte den Eindruck, welchen ihr Zustand hervorrief, und noch einmal raffte sie sich auf. Nur hier sollten ihr die Kräfte nicht versagen und sie in ihrer Verkleidung nicht entdeckt werden. Wieder wollte sie die Eltern Tom Warren's noch einmal um einize Stunden Erholung ersuchen.

Sie rief eine Droschke herbei und gab die Richtung an.

Frau Warren erschien in der Thür der Schänke, sich nach dem Begehre der fremden Dame umzusehen. Lili zahlte dem Kutscher die Fahrt und folgte der Alten in die Wohnstube. Damit war aber auch ihre letzte Kraft erschöpft. Als sie die alten Gegenstände wieder sah, den Raum, den sie noch wenige Monate vorher mit Zuversicht betreten und heute verlassen und, allein, dieselbe Scholle Erde unter ihren halblösen Füßen fühlte — da brach all' das verhaltene Weh gewaltig hervor und, aufschluchzend warf sie sich der Alten um den Hals.

Etwas komisch war der Ausdruck völliger Ueberraschung in den altersgezeichneten Zügen Frau Warren's.

„Arme Frau! Sie haben wohl Kummer,“ sagte sie mitleidig.

„Ach, ist es möglich, Frau Warren; kennen Sie mich in meiner Verkleidung denn nicht? Ich bin Lili Vernon und — Kummer habe ich in den letzten Stunden, weiß Gott, genug gehabt.“

„Du gültiger Himmel, Fräulein Vernon! Und in dieser Verkleidung; die Kniee zittern mir noch vor Schreck.“

Lili küßte nun ihren Schleier. Die alten Leute bemerkten sofort die große Veränderung in ihrem Aussehen. Wie schwächlich war die schöne Rundung ihrer Gestalt! Das Feuer der Augen war erloschen und ihre Kleidung hing, nachdem die künstlich umwundenen Fächer entfernt waren, schlotternd von den Schultern hinab.

„Ich verstehe meinen Sohn nicht, wie er Sie so allein die Reise unternehmen lassen konnte,“ sprach Vater Warren, den

Kopf in höchster Verbilligung hin und her wiegend.

„Tom und Esther konnten meinen Willen nicht ändern, obwohl sie noch im letzten Augenblicke mich davon abzubringen versuchten. Nichts von Lester erfahren zu können, machte mich so elend, daß ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hätte, um ihn zu sehen. Nun ist auch dieser Versuch fruchtlos gewesen!“ Und sie erzählte die Enttäuschungen, denen sie überall begegnet. „Und ach, nicht das allein,“ fuhr sie traurig fort, „noch hörte ich von einer schweren Krankheit, die ihn betroffen, und nun steht das Haus leer.“ Die Thränen traten ihr wieder in die Augen.

„Ist er krank gewesen, so werden ihm die Aerzte eine Luftveränderung zur Erholung angerathen haben,“ sprach Robert Warren begütigend. „Wenn er einmal wieder da ist, wird er sich schon sehen lassen, Fräulein Vernon; deswegen muß man doch nicht ohne weiteres jede Hoffnung gleich aufgeben.“

„Nur Muth, gnädiges Fräulein,“ bestärkte Frau Warren die Trostesworte ihres Ehegatten. „Kommt Zeit, kommt Rath, der Himmel allein weiß, warum er uns oft schwere Prüfungen auferlegt. Vertrauen Sie unserem allmächtigen Vater, er wird Sie nicht verlassen und sie Beide gewiß noch zusammenführen.“

Das alte Fräulein trippelte zur Küche, Lili einen stärkenden Jambiß zu bereiten und überließ dem jungen Mädchen, sich ungehindert ausweinen zu können.

Die aufgetragenen Schüsseln vermochte Lili jedoch kaum zu berühren. Ihr Körper bedurfte hauptsächlich der Ruhe, was die alte Bäuerin auch bald einsah und welche Lili daher aufforderte, sich niederzulegen. Das Bett im Dachstübchen sei eben frisch bezogen worden — eine Nachtruhe würde ihr wohlthun.

„Ja, aber — mein Retourbillet!“ wendete Lili schüchtern ein. „Ich kann es doch nicht verlieren; außerdem werde ich von Tom auf der Bahn erwartet!“

„Nah, man telegraphirt ihm einfach ab. Was das Billet anbelangt, so hat es auf sechs Tage Gültigkeit.“

Robert Warren ließ es sich auch nicht weiter ausreden, so daß Tom telegraphisch von der Aenderung in Lili's Reiseplan in Kenntniß gesetzt wurde und ein ausführlicher Brief die näheren Umstände erläuterte.

Im oberen Stübchen wurde ein warmes Kaminfeuer angezündet. Die weichen Federbetten legten sich wohlthuend um Lili's erschöpfte Glieder.

„Wie sieht das arme Kind angegriffen aus!“ sagte Frau Warren. „Sie wird wohl mehrere Tage brauchen, ehe sie an die Rückreise denken kann. Sollten wir nicht doch einen Doktor rufen?“

„Zu unsicher, Alte — mußst sehen, sie allein durchzubringen. Doktoren haben einen schärpen Blick, und ein unbedachtes Wort könnte Alles verrathen.“

Dem alten Mütterchen ging der Kummer Lili's nahe. Ihr stummes Leid rührte sie endlich so, daß sie sich zu etwas ganz Ungeheuerem emporraffte. Wie Daniel, wollte sie direkt in die Löwengrube hinabsteigen. Resolut ging sie zu Warrington, wartete, bis sie vorgelassen wurde und bat um Auskunft über den Aufenthalt des Generals Lester, welcher vor etlicher Zeit zwei Kapaune bei ihr bestellt habe und dem sie das Geflügel gerne abliefern möchte.

„Deshalb hat man Sie wiederholt hier herum gesehen?“ sagte der Bankier.

„Ja, gnädiger Herr. In der Wohnung des Herrn Lester war Niemand, der mir hätte Auskunft geben können, und so hoffte ich hier etwas zu erfahren.“

„Thut mir leid, altes Fräulein, aber ich kann Ihnen darin nicht helfen.“

„Würden nicht gnädiger Herr vielleicht selbst das Geflügel benötigen?“ frug noch Frau Warren geschickt.

Sofort langte der Bankier zur Klingel. Er hatte nicht Lust, sich mit Marktweibern in Verhandlung zu setzen und besreite sich von den Zubringlichkeiten der Verkäuferin, indem er dem Diener befohl, sie hinauszuführen.

Die Täuschung war ihr gelungen. Warrington hegte nicht den geringsten Verdacht, aber den Zweck hatte sie doch nicht erreicht.

Lili ließ abermals das Köpfchen hängen. Auch diese letzte Hoffnung, auf die sie so sicher gebaut, war gescheitert.

Unverrichteter Sache kehrte sie nach London zurück; Frau Warren ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten, obzwar es ein großes Opfer für sie war, ihren Gatten in so hohem Alter zu verlassen.

Esther hatte bereits Doktor Pennington Lili's wiederholte Erkrankung mitgetheilt, worauf dieser wenige Stunden nach ihrer Ankunft herbeieilte und über ihr verändertes Aussehen heftig erschrad.

Er stellte keine Frage. Ein Blick genügte ihm, die Quelle ihres Leidens zu erfahren. Niemals kam eine Klage über ihre Lippen. Ergeben trug sie ihr Loos, erwarb durch ihrer Hände Arbeit das Nöthige zu ihrem Unterhalte, wenigstens ließ Doktor Pennington ihr den Glauben, ihre Arbeiten bildeten einen gesuchten Artikel; eine Täuschung auch in dieser Richtung ließ sie sich nicht träumen.

„Nicht so Esther; sie wußte genau, wohin die feinen Del und Aquarellmalereien wanderten, hütete sich aber wohl, ihre Ansicht laut werden zu lassen. Die Nadel oder der Pinsel flog emsig wie zuvor durch Lili's Hände, aber die Lust daran hatte sie verloren. Sie verrichtete ihr tägliches Pensum mechanisch, so wie Jemand, der seine Pflicht aus Pflichtgefühl, nicht aus Neigung thut.“

Monate waren verfloßen. Percival war aus Egypten als Offizier wieder daheim. Lili wußte von alledem nichts. Und wie Percival sie für verloren aufgegeben, so begann auch sie an seiner Treue ihre zu werden.

Eine Zeitung kam selten in ihre Hände. Wie sollte sie auch dazu kommen. Herr Pennington sorgte wohl durch Zeitschriften oder Monatshefte für ihre Lektüre und dachte, dadurch mehr ihrem Bedürfnisse zu entsprechen als durch lokale Blätter. So war es natürlich, daß ihr die Zustände in Egypten und Lester's Auszeichnung entgingen.

Zu Beginn des Sommers erkrankte ihr einziger Freund und Beschützer. Frau Treherne eilte nach London, um den einzigen Bruder, Doktor Pennington, zu pflegen. Er erzählte ihr von Lili — bis auf die große Liebe, welche er für das Mädchen empfand, aus Angst, sie könne ihr einen Vorwurf daraus machen, seine Gefühle unermiedert zu lassen. So theilte auch sie das Interesse ihres Bruders und versprach das Mädchen in ihrer Verlassenheit aufsuchen zu wollen.

Lili begriff zwar nicht, welche Dame sie im großen London zu sprechen wünsche, sprang jedoch erfreut von ihrer Arbeit auf, als sie in den bekannten Zügen Frau v. Treherne, die Schwester Doktor Pennington's wieder erkannte.

„Ich habe Sie überrascht, Fräulein Wyniat,“ sprach sie mit wohlklingender Stimme zu Lili; „hoffentlich komme ich nicht ungelegen, da mein Bruder, wie er sagte, mich bei Ihnen bereits angemeldet hat.“

„Sie sind mir herzlich willkommen, Frau Treherne,“ sagte Lili lebenswürdig. „Legen Sie Ihren Hut ab und lassen Sie uns eine Tasse Thee zusammen nehmen, es plaudert sich viel gemüthlicher dabei.“ Und schon hatte sie ihren Besuch in den einzigen Fauteuil gedrückt, den ihre einfache Einrichtung aufweisen konnte. Esther erschien sofort auf Lili's Ruf und brachte Thee und Backwerk herbei.

„Diese ist Frau Warren, so ich richtig errathen habe,“ sprach Frau Treherne nützlich. „Sie sehen, ich bin von Allem gut unterrichtet.“

„Ja, es ist meine treue Esther. Ohne sie hätte ich viel Trauriges erlebt.“

„Frau Treherne erzählte nun, was sie eigentlich veranlaßt habe, ihre Pflichten im Spital einer Barmherzigen Schwester zu übertragen; die Krankheit ihres Bruders habe sie sofort nach London berufen.“

„So ist Herr Pennington unwohl?“ frug Lili voll Theilnahme.

„Er ist bereits besser. Es war eine starke Lungenentzündung.“

„Das ist mir leid zu hören. Er ist wohl sehr glücklich, Sie bei sich zu haben. Seinen Nebenmenschen helfen zu können, muß eine schöne Aufgabe sein,“ fuhr Lili sinnend fort. „Ich komme mir oft so überflüssig in der Welt vor. Meine Existenz ist eher dem Vegetiren, als einem wirklichen Leben ähnlich. Ich schleppe mich hier von Tag zu Tag, von Woche zu Woche weiter, ohne Zweck oder Ziel, meine jugendlichen Kräfte vergeudend.“

„Warum bleiben Sie dann, Fräulein Wyniat? Es giebt in der Welt für jede Menschenklasse Arbeit.“

Lili blickte verwundert auf.

„Auch für mich,“ sprach sie ungläubig, „in meiner Lage?“

„Warum nicht? Wie wäre es, wenn Sie mit mir gingen. Ich habe in meinem Spital eine Stelle als Krankenwärterin vacant. Ich würde Sie gerne aufnehmen und Ihrem inhaltsleeren Dasein war es ein neuer Halt.“

Lili trat an den Tisch, um den Thee einzuschänken. War es schließlich nicht einerlei, wo sie war? Hier konnte sie sich nicht glücklicher fühlen, als sie es bereits war. Konnte sie Anderen ihre Schmerzen lindern, worum entzog sie sich egoistisch dieser Pflicht?

„Ich gehe mit,“ entgegnete sie darum schnell entschlossen. „Hoffentlich hält Esther mich nicht für undantbar, wenn ich sie verlasse.“

„Lassen Sie mich mit Frau Warren reden. Ich werde ihr die Sache klar machen und sie wird als verständige Frau den Nutzen für Sie einsehen. Wie steht es nun aber mit dem materiellen Theil. Auslagen werden Ihnen natürlich daraus nicht erwachsen, Sie werden gekleidet und haben für gar nichts zu sorgen. Das erste Jahr dürfen Sie allerdings kein Honorar erwarten. Nun, schrecken Sie all' diese Bedingungen nicht ab? Die Tracht einer Wärterin ist weder schön noch elegant, Mühe und Arbeit sind Ihre täglichen Begleiter und der Lohn ist nur in einem dankerfüllten Blick eines Sterbenden zu suchen.“

„Ich bin bereit,“ wiederholte Lili einfach; „Alles ist mir willkommen, wodurch ich meine überflüssige Existenz ausfüllen kann, und doppelt willkommen, da ich sie zum Nutzen der Leidtragenden opfern.“

So sollte denn für Lili eine neue Lebensperiode beginnen. Frau Treherne hielt eine ernstliche Unterredung mit Frau Warren, deren Abschluß zu beiderseitiger Befriedigung ausfiel. Esther konnte für ihre junge Herrin doch nichts Anderes thun, als ihr Obdach gewähren. Daß Lili's Bedürfnissen dadurch nur theilweise entsprochen werde, sah sie klugerweise ein. Da Frau Treherne außerdem versprach, Lili unter ihre besondere Obhut zu nehmen, so war Esther über diesen Wechsel für das Mädchen froh. Das schmale, blasse Gesicht, die gedrückte Stimmung Lili's machten Esther oft Sorgen. Vielleicht, so dachte sie für sich, würde eine neue Lebensweise einen günstigen Einfluß auf ihren Seelenzustand haben.

Als Frau Treherne später an das Bett ihres Bruders trat, ruhte sein Blick fragend auf ihren ersten Zügen.

„Dora, wie fandest Du Fräulein Wyniat?“

„Nicht gerade schlecht, aber niedergeschlagen.“

„Das ist es ja,“ ereiferte sich Pennington, „u' unsere ärztliche Wissenschaft spottet ihrem Leiden. Was immer ich auch anrathen, geheime Wunden lassen sich nicht heilen.“

„Doch, Herbert, es giebt vielleicht ein Mittel dem Mädchen zu helfen.“

„Das wäre?“  
„Arbeit.“  
„Armes Kind, sie arbeitet sich die Finger fast wund.“

„Das meine ich nicht,“ erwiderte Dora. „Zum Beispiel Krankenpflege.“

„Dazu paßt sie nicht,“ antwortete Pennington, indem er sich in seinem Bette aufrichtete.

„Sie hat den Willen und wird die Fähigkeit dazu auch finden. Ich habe sie aufgefordert, mich zu begleiten. Wir sind übereingekommen, in zwei Tagen aufzubrechen.“

„Hat sie denn zugesagt?“  
„Natürlich, bist Du nicht froh, Herbert?“

## XLII.

Es war zur Abendzeit. Die Dämmerstunde war längst vorüber. In dem Gemach, wo Doktor Pennington ruhte, konnte man kaum die Gegenstände mehr erkennen, die Wände und Fußboden bedeckten. Frau Treherne konnte den Eindruck ihrer Worte auf den Zügen des Bruders nicht mehr lesen. Erst nachdem sie zum zweitenmale die Frage gestellt, erhielt sie eine Antwort.

„Bist Du froh, Herbert?“

Jetzt, wo seine Besuche bei Lili aufhören sollten, empfand er, wie theuer ihm dieselben geworden, Er mußte seiner Schwester keinen Dank für die Güte, die sie dem Mädchen erwies. So lange Lili in London war, konnte er die Sehnsucht seines Herzens stillen, ging sie fort von hier, mußte er ihre wohlthunende Nähe verlieren.

Endlich sprach er:

„Ich muß Dir sagen, Dora, besonders erfreut bin ich gerade nicht darüber. Wie Du weißt, halte ich Fräulein Wyniat nicht dazu geeignet. Nachtwachen werden ihrer zarten Natur schaden. Nachdem sie aber zugesagt, hoffe ich sie dabei glücklich zu sehen.“

„Wenn Du Zeit findest, könntest Du uns einmal besuchen.“

„Sehr wahrscheinlich, daß ich das thun werde. Meine Beschäftigung sagt mir hier ohnehin nicht mehr zu — ich gedenke einige Zeit in Paris zu reisen. Die Luft ist hier so schwach, nach dieser Krankheit verirage ich sie schon gar nicht mehr.“

„Armer Herbert. Fast glaube ich, Du bist kränker, als Du es mir eingestehst.“

„Nein, Dora, ängstige Dich nicht um mich. Was meinst Du? Könnten wir nicht Fräulein Wyniat zum Frühstück herbliten. Ich möchte ihr noch Adieu sagen, und wenn Du ihr schreibst, bitte sie, doch den Malerkasten als Andenken an mich zu behalten. Jetzt laß' mich etwas ruhen, Dora, ich will versuchen zu schlafen.“

Pennington lehnte den Kopf in die weichen Bettkissen zurück und schloß die Augen. Dora meinte, er würde nun schlafen, und war zufrieden.

Zwei Tage später folgte Lili der Einladung ihrer Freunde, erschien bei Pennington und fand ihren Beschützer trotz aller Ein-

menhungen des Arztes und seiner Schwester aufgestanden, auf eine Causerie gebettet. Lili eilte auf ihn zu, indem sie seine abgemagerte Hand ergriff.

„Es schmerzt mich, lieber Freund, sie noch so angegriffen zu sehen,“ sprach sie besorgt.

Beide waren allein. Frau Treherne war mit den Vorkehrungen zur Abreise im Nebenzimmer beschäftigt.

„Ist das keine gewöhnliche Lebensart, Fräulein Wyniat, darf ich es glauben?“ frug er warm und blickte mit seinen großen, von der Krankheit eingefallenen Augen zu dem Mädchen auf.

„Sie dürfen es.“

„Und Sie, geht es Ihnen besser und sind Sie glücklich?“

„Ich habe keinen Grund zur Klage. — Glücklich werde ich nie sein.“

„Lili,“ sprach er langsam, „sind Sie noch immer verlobt?“

Sie erröthete — dann ward sie blaß.

„Was soll ich darauf sagen?“ erwiderte sie schmerzlich berührt. „Seitdem ich Ihnen davon sprach, habe ich ihn weder gesehen, noch etwas von ihm gehört.“

Ein heller Strahl leuchtete freudig aus Pennington's Auge und er zog das junge Mädchen näher zu sich heran.

„So sind Sie frei!“ rief Herbert monneglücklich aus. „O, Lili, ich habe bisher geschwiegen, weil ich nicht wußte, ob Sie meine Worte nicht verletzen würden, ob ich überhaupt ein Recht habe, zu reden. Jetzt, endlich kann ich sagen, was mich seit unserer ersten Bekanntschaft unwiderstehlich in Ihre Nähe trieb. Ach, geliebtes Weib. Niemals hat mein Herz einem Weibe angehört, Sie erst lehrten mich lieben, und Ihnen allein weihe ich dieses Gefühl. Lili, erschellen Sie mein Dasein mit Ihrer lieben Erscheinung, kommen Sie zu mir und bringen Sie mir das Glück, welches nur Sie mir spenden können. Ich will Ihnen das zu ersetzen trachten, was Sie verloren, Sie sollen bei mir die schweren Tage vergessen, die Sie hier durchgemacht; jede Thräne will ich von Ihren Augen küssen und jede Freude nur genießen, wenn Ihr Blick sie mir widerstrahlt. Lassen Sie mich mit Ihrem Vormunde reden und sollte ich seine Gunst nicht erwerben, so wird meine Schwester Ihnen ein liebevoller Anhalt sein, bis ich Ihnen als mein Weib Schutz und Obdach gewähre. Sagen Sie Ja, Lili, und Sie haben mir das größte Glück gebracht, welches ein Mensch dem andern geben kann.“

„Ich wollte gerne Alles thun, um Sie glücklich zu sehen,“ antwortete sie gerührt; „Sie haben mir viel Gutes erwiesen, werther Freund, aber das, was Sie meinen, kann nicht sein. Ich trage meine erste Liebe ungetrübt im Herzen — die Stunde, wo mein Herz nicht mehr lieben könnte, wäre meine letzte. Wie es gekommen, daß wir uns nicht mehr gefunden, verstehe ich nicht. Es muß etwas Fremdes zwischen ihn und mich getreten sein, doch kann das Band, welches uns einstens verband, dadurch nicht gelöst werden. Eigentlich hätte ich gleich sagen sollen, daß ich noch gebunden

bin. Percival gab mir mein Wort niemals zurück.“

„Liebes Mädchen, Monate sind vergangen, spurlos, schweigend von seiner Seite. Solch' ein Benehmen entbindet Sie jeden Wortes.“

„Die Vernunft spricht so, nicht aber das Herz. Verzeihen Sie, Pennington, so ich Ihnen Schmerz bereitet habe. Ihre Worte überraschen mich, denn ich lebte im Glauben, Sie wären mir nur freundschaftlich gesinnt.“

„Lili, es wird schwerlich einen Mann geben, der ungefesselt sich Ihnen mit einem freieren Herzen nähern kann. Sie sind kein gewöhnliches Mädchen; ich habe mich oft zusammennehmen müssen, so lange Sie mir von jenem jungen Manne sprachen. Jeder Pulsschlag, jeder Gedanke gehört schon lange Ihnen. Lili, wollen Sie nicht ein Herz beglücken, das in Liebe Ihnen entgegen schlägt?“

(Fortsetzung folgt.)

## Und er ließ sie doch — —

Momentaufnahme von Hermann Heiberg.

(Nachdruck verboten.)

Langsam, gewohnheitsmäßig um sich spähend, mit dem Morgenstern in der Hand, schritt der Nachtwächter durch die schwachbeleuchtete, fast dunkle Birkenstraße des sich weit ausdehnenden Villen-Viertels.

Das Geräusch seiner Schritte gehörte zu der stillen Nacht; es war keine Störung, sondern es erhöhte den Eindruck der stummen schlafenden Einsamkeit; es waren gleichsam feierliche Laute, durch die alles Unheimliche, Versteckte, Lauernde verschleucht ward.

Nun aber ein schreckliches Poltern dort hinter der großen umgitterten Villa, vor deren Mauern ein smaragdner Rasen mit seltenen Gewächsen sich ausbreitete, mit welchem Kies bestreute Wege wie Geisterpfade aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Und dann war auch der alte Wächter, ein pflichttreuer Mensch, blitzrasch zur Stelle. Er fand die Gitterthür angelehnt, eilte an dem hohen, mit großen Laternen versehenen Portal zur Linken vorüber und sah, als er um die Ecke bog, ein dunkel gekleidetes weibliches Geschöpf neben einer offenbar eben herbeigerollten Tonne stehen und mit den Blicken das Maß des Abstandes zwischen deren Höhe und einem oben befindlichen, auf Spaltenbreite erleuchteten Fenster messen.

Als aber die fremde Gestalt vor ihr auftauchte, floh sie jählings, von Schrecken ergriffen zurück und stürzte rückwärts in den sich hinter dem Hause fortsetzenden, mit dichten Boskettis und laubreichen Bäumen bestandenen Garten.

Im Nu hatte sie das Dunkel verschlungen.

Aber er ihr nach in der Richtung, in der sie dahingeeilt war, athemlos, keuchend, in der deutlich vernehmbaren Angst ihres schuldbehafteten Innern.

Und er faßte sie auch mit eiserner Faust unten an der Grenze des Parks, als sie eben im Begriff stand, eine kleine, eiserne Gartenpforte, durch die man einen Ausgang zu einer sich hier vorüberziehenden, noch unbebauten Straße gewinnen konnte, aufzuklinken.

„Setzen Sie sich nicht auf. Machen Sie kein Geräusch! Sie sind hierdurch verhaftet! Nein, nein, keine Widerrede. — Sie müssen mit zur Wache! —“ Er wollte noch mehr sprechen, er wollte sie fester fassen, als sie plötzlich sich von ihm zu lösen wußte.

Sie glitt auf die Erde hinab, umklammerte seine Knie und hauchte:

„So wahr ich vor Ihnen liege, Wächter — ich wollte nichts Böses thun. Ich bin kein Dieb! — Ich wollte nicht stehlen, — Ich wollte niemanden schaden. Ich wollte nur einmal in die Stube gucken —“

Lassen Sie mich frei. Ich flehe Sie an —“

„Na, so was von Ausrede! Nein, nein! Vorwärts! vorwärts! Ich kann mich auf nichts einlassen. Was Sie zu sagen haben, können Sie auf der Polizei-Revier-Wache vorbringen. Ich muß jeden arretieren, der verdächtig ist. — Sie sind sehr verdächtig. Sie schleichen sich in dunkler Nacht auf ein Grundstück, wollen in ein Fenster eindringen, laufen davon —“

Dabei zwang er sie, sich zu erheben, schloß die Pforte auf und trat mit ihr hinaus aufs freie Feld.

Eben schob sich vorübergehend der Mond durch das ihn bisher verdunkelnde Gewölk und warf ein sahl unheimliches Licht auf die vor ihnen sich behnende, weite, kahle Ebene. Und dann entstand ein Kampf!

Die Frau klammerte sich an das eiserne Gitter, das auch hier das Grundstück einschloß, und er riß und zerrte an der sich mit verzweifelten Kräften Wehrenden, als ob er sie und die Umzäunung zu Boden strecken wolle.

„Ich gehe nicht mit! — Sie können machen was Sie wollen! — Ich geh — nicht — freiwillig —“ keuchte das Weib. „Ich habe nichts verbrochen, ich will Ihnen — alles sagen — hören Sie mich —“

Aber nun ergriff den sonst so ruhigen und besonnenen alten Mann die Leidenschaft. „Zum letztenmale! folgen Sie mir!“ drohte er, heifer die Worte herausstoßend, erhob seine Waffe und schwang sie gegen ihr Haupt.

Und da löste sie freiwillig die Hände, und indem sie ihr todtenblaßes, grauverzerrtes Angesicht zu ihm wandte, sagte sie mit einer rührend flehenden Stimme:

„Gut denn! Nur eine Bitte! Lassen Sie mich sprechen. Es währt wenige Minuten. Wenn Sie dann wollen, daß ich mit Ihnen gehe, werde ich unweigerlich folgen. Ich schwöre es!“

Finstern, widerwillig hatte er ihr zugehört, aber er gab ihr nach, weil er unter dem Lichte des Mondes etwas von Seelenschmerz in ihrem Angesicht gefunden, und

eine solche Wahrhaftigkeit durch ihre Worte klang, daß sich plötzlich ein schwankendes Gefühl seiner bemächtigte, ja, Mitleid, ohne daß er sie noch gehört, sein Inneres erfüllte.

Und dann sprach sie: Ich heiße Margarete Elm. Ich wohne draußen in der Vorstadt. Ich bin aus guter Familie. Mein Mann ist Techniker, aber schon lange ohne Arbeit und Verdienst. Wir haben fünf Kinder, und weil wir sie nicht ernähren können, — weil sie hungerten — hat mein Mann eines der Mädchen gegen eine reichliche Entschädigung hier an den Kommerzienrath in der Villa gegeben. Es ist von ihnen an Kindesstatt angenommen. — Bedingung war, daß ich meine Greste nie wiedersehen durfte, niemals herkommen, ihr nie auspassen. Sie sollte für mich todt sein. — Ich gab feierlich Wort und Handschlag. —

Aber in den letzten Wochen reißt es mir an Herz und Seele nach meinem süßen Kinde, als ob ich verbluten sollte! Ich habe keinen Schlaf. Ich kann nicht arbeiten, ich höre und sehe nichts, ich denke immer nur an mein Kind, und ich wäre heute vor Qual und Sehnsucht gestorben, wenn ich nicht hätte hergehen können. Es schläft in dem Zimmer, in das ich hineingucken wollte. Dreimal habe ich es schon wiedergesehen in seinem Bett. Sie brennen ein Nachtlicht — Der liebe Gott hat es für mich hingestellt —

Sie hielt inne, brach in stöhnende Thränen aus und schluchzte herzzerreißend.

Und darnach fest: „So, jetzt wissen Sie alles, Wächter! Ich werde nie wiederkommen. Ich schwöre es hier! Ich halte mein Wort —“. Sie erhob die Hand wie eine Priesterin. „Nun aber lassen Sie mich meines Weges gehen. Wenn Sie ein Mensch sind — und wenn Sie gar Kinder haben, können Sie keine Hand mehr an mich legen —“.

Und während der erschütterte alte Mann durch eine stumme Geste ihr ihre Freiheit zurückgab, drängte sie sich mit leidenschaftlicher Dankgebärde zu ihm, drückte fester seine Rechte und war, wie ein Schatten, den die Nacht verschlingt, über den dunklen Feldern vor seinen Blicken entschwunden —

## Die Farbe des Lebens.

Von Herrmann Kleinbaum.

(Nachdruck verboten.)

Wie das ewige Grün der Hoffnung als Chlorophyll die Lebenserscheinungen der höheren Pflanzen kennzeichnet, so besitzt auch die höhere Thierwelt in dem eisenhaltigen Hämatin der rothen Blutkörperchen einen Farbstoff, welcher den Ausgangspunkt für ihre Ernährung und Formenbildung abgibt. Kein Wunder, daß unter allen Farben das Roth zur Seite des Grün den ersten Rang einnimmt.

Schon bei den Griechen war Hebe, die Göttin mit den Rosenwangen, das Vorbild des heiteren Lebensgenusses. Bereits Hippokrates (um 400 v. Chr.), der Gründer

der Heilkunst, erklärte die vorrätliche Purpurose der Fieberkranken als eine Wirkung des unmäßig gesteigerten Lebensprozesses — im schneidenden Gegensatz zur Bleichsucht, die auf der überreichlichen Bildung von weissen Blutkörperchen beruht.

In dieser Bedeutung des Blutes liegt der Grund, weshalb die rothe Farbe an sich einen warmen, d. h. anregenden Eindruck auf unser Gefühl ausübt. Wer das Spektrum des Sonnenlichtes kennt, wird dies auch in physischer Hinsicht gelten lassen. Während das Gelb die hellste, aber nicht die wärmste Stelle desselben einnimmt, sehen wir schon beim Orange die Helligkeit vermindert und die Wärme gesteigert, welche dann am linken Ende im reinen Roth den höchsten Grad erreicht. Mit Zunahme der Wärmestrahlung steigert sich auch die symbolisch-ästhetische Wirkung dieser Farbe, indem sie zugleich den Ausdruck äußerlicher Prachtentfaltung und des ruhigen, würdevollen Ernstes annimmt.

Erinnern wir uns an die Bedeutung des Purpurs im Alterthum, den die Syrer, wie schon Ezechiel sagt, von Tyrus holten. In ganz Vorderasien galt er damals wegen seiner Seltenheit als die dem Herrscher zukommende Ehrenfarbe, bei Israeliten wie bei den Ägyptern und Persern. (Buch Daniel K. 5, V. 7). Wie ein Purpursaum das Priestergewand bei Griechen und Römern zierte, so kennzeichnete den römischen Senator ein breiter, der Toga aufgenähter Purpurstreifen, ein schmalerer dagegen den Ritter. Es erinnert uns dies an die Galons unserer Generale und Generalstabsoffiziere. Bei den alten Griechen wurde sogar der Eigentümer eines Widbers, auf dessen Fell sich nur ein einziges purpurfarbiges Haar befand, für einen Liebling der Götter gehalten. Noch heute zeigt sich seine symbolische Bedeutung bei dem rothen Hut und Mantel der Karbinale, sowie bei dem Krönungsornat der weltlichen Fürsten. Obgleich zur Zeit des Augustus ein Pfund Purpurwolle 1000 Denare, also ca. 650 Mark galt, so war doch ein vernunftgemäßer Gebrauch derselben den vornehmen Römern noch nicht kostbar genug: sie ließen ihre Schafherden bei lebendigem Leibe mit Purpur färben!

Nachdem die Purpurschnecke ihrer Seltenheit halber jede Bedeutung für die Zeugfärberei verloren hatte, übernahm der Krapp (*Rubia tinctorum*, ein Verwandter des Walbmeisters) ihre Rolle im Orient mit außerordentlichem Erfolge, bis ihm nach der Eroberung Mexikos die Cochenille seit dem 16. Jahrhundert Konkurrenz machte. In neuester Zeit hat das künstlich hergestellte Krapproth, das Alizarin, neben anderen Theerfarben, wie besonders Cochin und Fuchsin, selbst im Orient weite Absatzgebiete erobert und die Cochenille-Züchterei Mexikos auf ein Minimum beschränkt.

Wie im Feuer die materielle Gluth zum Ausdruck kommt, so hatet auch an dem mit Gelb gemischten Roth, dem Scharlach, das Gepräge des Affektvollen,

welches hier zur vollsten sinnlichen Energie durchbricht. Dadurch wird es zugleich zum Symbol des Zornes und der ungestümen Tapferkeit, aber auch der Liebe. Dies zeigt sich schon im Gesicht — von der holden Schamröthe der Jugendjahre bis zur Purpurgluth des von Zorn und Wuth Uebermannen.

So entwickelt sich aus der Farbe selbst eine Wellensprache. Während der leuchtende Rubin von den Rabobs Ostindiens als Zeichen der Herrschergewalt oft über die Diamanten gestellt wird, gilt die Rose als Zeichen zarter Liebe von Bengalen bis Kalifornien, und die feuerrothe Jerusalemblume (*Lychnis chalcidonica*) nebst dem aus den Pampas Argentiniens stammenden Eisenkraut (*Verbena melindris*) sind als „Brennende Liebe“ in allen Gärten bekannt. Empfindliche Augen fühlen sich von dem Anblick der Scharlachpelargonien geradezu unangenehm berührt, sodas der feinere Geschmack sie aus dem Garten verbannt hat.

Freilich werden auch Stiere, Truthühner und Kampfhähne durch den Anblick eines scharlachrothen Tuches in Wuth veretzt, und das Blutroth ist nicht nur ein Sinnbild kriegerischer Tapferkeit, sondern auch des äußersten Radikalismus geworden.

Wo aber der Mensch noch ausschließlich dem sinnlichen Reiz folgt, von höheren Ideen unberührt, da zeigt sich die Vorliebe für das Grelle am schärfsten ausgeprägt. Also namentlich „bei den Kindern und Barbaren“, um mit Goethe zu sprechen. „Rothkäppchen“ ist in deutschen Volksmärchen ebenso bekannt, wie die knallrothen Filzhüte und zimoberrothen Röckchen unserer heutigen „Jüngsten.“

Bei vielen Indianerstämmen und Kaffern erregt die rothe Erdfarbe noch gegenwärtig das äußerste Entzücken; die Huronen ließen seinerzeit 20 Meilen weit, um rothen Ocker zu sammeln. Während einige Stämme sich ihren Kopf täglich feuerroth bemalten, waren andere auf die von den Weißen eingeführte Mennige so erpicht, daß sie die Nachbarstämme zum Kriege gegen die Blaggesichter aufreizten, nur um ihnen den Handel damit zu verderben.

„Im farb'gen Abglanz haben wir das Leben!“ Dies zeigt sich am deutlichsten in der Pflanzenwelt, wo die Färbung einen Maßstab der Lebensfähigkeit abgibt. Die ersten Frühjahrsblumen unserer Zone zeigen helle Farben: in Weiß, Gelb und Hellblau kleiden sich Schneeglöckchen, Anemonen, Ranunkeln und Primeln nebst dem allbeliebten Leberblümchen; auch ausländische Freilandblüher, wie Narzissen, Tagetten, Crocus und Scilla. Erst mit der höher steigenden Sonne färben sich die Strahlenblüthen der Margaretenblume (*Bellis perennis*) an den Spitzen karminroth, um diese Färbung in ihrer gefüllten Form als Tausendblüthen zu bewahren. Roth und Violett sind die Blütenfarben, welche mit Zunahme der Sonnenwärme (und Tageslänge) den Höhenpunkt der Vegetation bezeichnen. Dies gilt nicht allein für die Tropen. Auch bei uns sind Scharlachmohn und Kornraden, Nelken und Ruckelstumen

nebst Orchideen die Herolde des Sommers. Unter den Strahlen der Mitternachtssonne tauchen sich die bei uns reinweißen Blüten des Siebensterns (*Trientalis europaea*) in das tiefste Roth, und purpurne Wasserrosen schmücken die Seenspiegel Lapplands während des kurzen, aber heißen und lichtreichen arktischen Sommers.

Wer hätte nicht auf seinen Alpenwanderungen die Blütenpracht der Bergabhänge, oft dicht an der Grenze des ewigen Schnees, bewundert? Das in der reinen, dünnen G. birgsluft weit intensivere Sonnenlicht ist die Schöpferin dieses Farbenreichtums, der uns Deutschen wie ein Gruß aus dem heißen Süden entgegentritt. Mit zartrosa blühenden Wehlprimeln und Leinrättern (*Silene*) verbindet sich das Dunkelblau des Enzian, das stumpfe Roth der Barisien und das gesättigte Violett der Weilchen, zu denen sich Alpenrosen, karminrothe Nelken und Alpenweilchen (*Cyclamen*) gesellen. Nun rechne man dazu die Pracht des purpurgoldig erstrahlenden Alpenglühens, und man wird den Reiz dieses Farbenzaubers verstehen! Gehört doch die Abendröthe zu den ~~mindesten~~ Elementen eines Landschaftsbildes.

Nur in einem Falle wirken das Purpurroth und Karmin direkt unangenehm, nämlich, wenn wir die Landschaft durch eine derartig gefärbte Glasscheibe betrachten, weil sie dann gleichsam in der Beleuchtung eines allgemeinen nächtlichen Brandes erscheint.

Von dieser Bedeutung des Roth überzeugen wir uns in negativer Art durch einen einfachen Versuch, indem wir mit Kochsalz gesättigten Brennspiritusk zur Erleuchtung eines Zimmers benutzen. Da das im Salz enthaltene glühende Natrium nur gelbe Lichtstrahlen aussendet, so können die nichtgelben Farbstoffe bei dieser Beleuchtung auch kein andersfarbiges Licht in unser Auge zurückwerfen. Mit Ausnahme des Gelb verschwinden daher alle Farbenunterschiede, und nur ein allgemeiner Gegensatz von Hell und Dunkel wird bemerkbar. Roth und Blau verwandeln sich je nach dem Grade ihrer Sättigung in ein mehr oder weniger dunkles Grau, das bei den mit Gelb gemischten Farbentönen in ein schmutziges Braun übergeht. Auf Zunge, Lippen und Innern der Wangen wirkt diese Beleuchtung geradezu abstoßend durch ihr leichenfarbiges Grau. Die WENNIGE dagegen erscheint hierbei fast rein gelb, weil die wenigen rothen Lichtstrahlen ganz zurückgedrängt werden.

Nach diesem Versuch werden uns die mitunter recht sonderbar lautenden Urtheile der Farbenblinden eher verständlich. Wenn auch ein völliges Unvermögen der Farbenunterscheidung, wobei die ganze Umgebung Grau in Grau gemalt erscheint, höchst selten auftritt, so ist dafür die sogenannte Rothgrünblindheit um so verbreiteter. Roth und Grün erscheinen hierbei dem Auge als Grau, so daß sie mit diesem und unter sich verwechselt werden. Da beim Orange und Gelbgrün auch das Gelb zur Wirkung gelangt, so zeigen sich diese beiden Farben als ein Gemenge von Grau und Gelb,

d. h. als ein schmutziges Braun. Der Rothgrünblinde bezeichnet allerdings den Rasen als grün, aber nur, weil er diese Bezeichnung von anderen gehört hat — und in der nächsten Minute die karminrothe Verbene als „auch grün;“ er vermag eben ihr Roth nicht von dem Grün des Rasens zu unterscheiden. Für ihn ist die P.äonie eine graue Blume, und der Feuersmohn erscheint ihm ebenso schmutzig hellbraun wie das junge Frühlingslaub. Dadurch verliert die Außenwelt, in Natur- und Kunstgestalten, für ihn einen ihrer wesentlichsten Reize — wird sie ihm doch zum Theil unverständlich!

Eine so allgemein verbreitete Farbe, wie die des Blutes und Feuers, mußte bei der Ausschmückung der germanischen Göttersagen eine hervorragende Rolle spielen. Den alten Scandinaviern galt der Regenbogen, Bifröst, als die nur den Göttern zugängliche Brücke zwischen der Erde und dem Götterst. Asgard, da andere Wesen den in rothgoldigem Feuer brennenden Saum desselben nicht zu überschreiten vermochten. Namentlich dem Gewittergott Thor, bezw. Donnar, war das Roth vielfach geheiligt. Wie er selbst mit dem rothen Vollbart bedacht wurde, so schleuderte er auch die rothflammende Lohe vom Himmel, daß sie den Länder befruchtenden Regen spendete. Der Fuchs und das Eichhorn, ebenso wie das Rothkehlchen, waren ihm geweiht, auch die rothen Früchte des Herbstes. Dahin gehörten Hagebutten und Kornelkirschen, vor allen aber die Vogelbeeren (*Ebereschen*), denn wenn sie reiften, so hörten die schädlichen, vom Feuergott Loki gesendeten Gewitter auf. In gleicher Art galt der Schwarzspecht (*Picus Martius*) wegen seiner feuerrothen Haube als Lieblingsvogel des Kriegsgottes Odin bezw. Wotan, der bei den Römern ein Herold des kriegerischen Mars war.

Für unsere heutige Kultur aber hat das Roth als Farbe des Lebens eine weit höhere, edlere Bedeutung erlangt, denn mitten unter den Schrecknissen des Krieges ist es in Kreuzesform für alle Verwundeten und Kranken, selbst bei den Kindern der Sonne, den Japanern, zum Sinnbilde der allgemeinen Nächstenliebe geworden.

### Einfluß von Konstitution und Temperament auf die Lebensdauer.

Von Dr. Grumbach.  
(Nachdruck verboten.)

Daß die Konstitution jedes Menschen bezüglich Gesundheit, Kraft, Körperbau u. s. w. einen wesentlichen Einfluß auch auf seine Lebensdauer oder seine Aussicht alt zu werden hat und haben muß, erscheint selbstverständlich. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß die starke Konstitution allein nicht genügt; dieselbe muß auch bewahrt und erhalten werden. Geschieht dies nicht, so wird ein Mensch mit einer schwachen oder schwächlichen Konstitution, der dieselbe zu schonen

versteht, länger leben, als ein solcher mit einer sehr starken Konstitution, der das Gegentheil thut. Schon der alte Arzt Galenus machte darauf aufmerksam, wenn er sagt: „Ein schwaches, aber gut bewahrtes Ding dauert oft länger, als ein starkes, aber vernachlässigtes.“ „Ja, es kann eine kräftige Konstitution schon an und für sich nachtheilig werden, wenn ihr Besitzer dadurch zum Leichtsinn in gesundheitlicher Beziehung verführt wird und glaubt auf seine „gute Natur“ hin nach Belieben sündigen oder sich alles erlauben zu dürfen.“ Die Lebensversicherungs-gesellschaften“, sagt der Gesundheitslehrer Sönderregger, „fürchten die sogenannten „Bären“, welche alles aushalten und alles rücksichtslos wagen; sie lassen sich eines schönen Tages begraben, und ihre Familien fordern den Betrag ein.“ Auch lehrt die Erfahrung, daß oft sogenannte „schwache Naturen“ eine weit größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit und sonstige Schädlichkeiten an den Tag legen als starke. Namentlich gilt dies für die Kinderwelt, bei welcher angeborene Schwächlichkeit durchaus nicht immer ein schlechtes Vorzeichen für die Zukunft ist. Jeder Arzt wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß oft sehr schwächliche Kinder später zu kräftigen, gesunden Menschen heranwachsen, während bei kräftigen Kindern ebenso das Gegentheil der Fall ist. Das bekannte Verfahren der alten Germanen, Neugeborene im kalten Wasser unterzutauchen, um dadurch gewissermaßen eine Aussonderung der Schwächlichen zu bewirken, kann daher, — abgesehen von der sonstigen Grausamkeit des Verfahrens, — durchaus nicht zur Nachahmung empfohlen werden.

Gesundheit und Körperkraft sind ein Kapital, welches um so länger vorhält, je haushälterischer damit umgegangen wird, während Verschwendung sich nicht bloß am Geldbeutel, sondern auch am Leben selbst rächt. Es ist daher durchaus nicht ohne Begründung, wenn man so oft von „schnell“ und „langsam leben“ sprechen hört. Wer schnell lebt, lebt in der Regel auch kurz — und umgekehrt. Wer dagegen in allen Dingen das rechte Maß hält, kann körperlich und geistig Alles erreichen, was Menschen überhaupt möglich ist, ohne sein Leben muthwillig zu verkürzen.

Freilich hängt dabei auch viel vom Charakter und Temperament jedes einzelnen Menschen ab, welche das Thun und Lassen der Menschen weit mehr bestimmen, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Wohl legt man der Lehre von den Temperamenten heutzutage nicht mehr die große Bedeutung von ehemals bei, da man beobachtet hat, daß dieselben selten rein, sondern meist oder fast immer in gemischtem Zustande vorkommen. Immerhin wird man nicht fehlgehen, wenn man dem phlegmatischen und sanguinischen Temperament im Allgemeinen mehr Aussicht auf langes Leben verspricht, als dem melancholischen und cholischen. Der große Philosoph Kant, welchem auch Hufeland beistimmt, erklärt für das glücklichste Temperament

das sanguinische, welches durch etwas Beimischung von Phlegma temperiert ist. Ein heiterer Sinn neben mäßigen Leidenschaften wirkt am wenigsten angreifend oder aufreibend auf die Kräfte des Körpers und Geistes und verspricht daher auch die relativ längste Lebensdauer.

### Gesellschaftsleben in Persien.

Von Fritz Focke.  
(Nachdruck verboten.)

Sehr wohl kann man das patriarchalische Leben der alten Perser als die Grundlage des Gesellschaftslebens der großen Nationen bezeichnen, welche sich nach und nach entwickelte, als zahlreiche Nomadenstämme in Persien sich zu einer gleichartigen, mächtigen und absoluten Monarchie kristallisierten. Der Landesfürst blieb ein Patriarch, eine größere Familie oder einen Stamm regierend, wenn nicht beherrschend, und der Vater oder das Haupt einer Familie ist in Persien nicht nur Vater, sondern König; ihm haben alle seine Nachkommen die nöthige Ehrerbietung und Gehorsam entgegenzubringen. Er ist Patriarch, bis zu seinem Tode, wo alsdann sein ältester Sohn an seine Stelle tritt.

Die persischen Könige mit ihren großen Harems hatten nur ein von ihren Vorfahren, den alten Patriarchen eingerichtetes, standesgemäßes Ehe-system in Gebrauch. Anfänglich wurden die Frauen nicht in der Verborgenheit (unter Verschluss) gehalten; ebensowenig geschieht dies jetzt bei jenen Persern, welche noch Nomaden sind. Aber die Könige führten den Gebrauch, ihre Weiber und Konkubinen sorgfältig zu bewachen und sie vom öffentlichen Auge fernzuhalten, ein, um dadurch einen größeren Aufwand an den Tag zu legen und eine reine Abkunft zu sichern. Diese Sitte erstreckte sich auf die Edelleute, wurde aber allmählich von allen Ständen angenommen mit Ausnahme der Nomaden. Natürlich ist es niemand anders, als dem Fürsten, möglich, seine Frauen vollständig verborgen zu halten, daher haben die persischen Frauen Freiheit, umherzugehen, aber sie müssen dicht verschleiert sein, und kein Mann, außer dem Ehegatten und den Eöhnen, darf ihr Wohnhaus betreten. Es ist klar, daß diese wesentlichen Charakterzüge persischen Lebens aus dem alten Patriarchalsystem sich entwickelt haben, während die umständliche, in Persien allgemein beobachtete Ceremonial- Etikette den

übertriebenen Ceremonien entlehnt ist, welche eine Annäherung an den Landesfürsten erschweren und seine Person und Macht in des Volkes Augen erhabener und schrecklicher erscheinen lassen. Genau so geschieht es durch pünktliche Innehaltung einer nach Graden eingetheilten Etiketten-Skala, daß Männer der verschiedensten gesellschaftlichen Stellung in einem Lande, wo alle gleichmäßig Sklaven des Oberhauptes sind, sich schühen. Alle diese scheinbar läppischen Gesellschaftsregeln, welche so oft den Spott der Europäer herausfordern, haben ihren Grund in der Nützlichkeit. Sobald ihre Nothwendigkeit durch Veränderung der bedingenden Verhältnisse aufhört, wird dieses umständliche Gesellschafts-System Persiens ohne Zweifel verschwinden. Das gesellschaftliche Leben Persiens ist auch durch sein häusliches Leben bedingt; die beiden sind verschieden in diesem Lande, anstatt — wie bei uns — ein System zu bilden. Vielweiberei und die Zurückgezogenheit der orientalischen Frauen macht es für die Geschlechter in Persien unmöglich in geselliger Weise miteinander zu verkehren. Welcher Art Gemeinschaft sich jedes Geschlecht immerhin erfreuen mag — sie muß ausschließlich mit Gliedern des eigenen Geschlechts sein. Frauen mögen Unterhaltungen geben oder Besuche machen, Männer mögen dasselbe thun; aber bei allen solchen Gelegenheiten ist nur das eine Geschlecht vertreten. Der Austausch von Visiten unter den persischen Damen ist von einer der von Männern geübten Etikette ähnlichen begleitet, vielleicht nur mit etwas mehr Aufmerksamkeit im Bedienen und Nöthigen der Gäste, Früchte und Zuckerwerk zu essen. Die Frauen des höchsten Standes ausgenommen, welche dicht an ihren Wohnsitzen Privatbäder haben, ist unter persischen Frauen das öffentliche Bad der wichtigste gesellschaftliche Faktor.

(Schluß folgt.)

### Gemeinnütziges.

Behandlung der eingewinterten Gemüße. Das im Keller eingewinterte Gemüse macht in der ersten Zeit viele gelbe Blätter und neigt bei feuchtem Wetter zum Faulen; es muß daher häufig durchgepugt werden. Das angefaulte wird zuerst verwendet. Auch läßt man, solange gutes Wetter, möglichst häufig. Rostflecken von polirten Stahlwaren zu entfernen. Um dies zu erreichen, werden die rostigen Stellen einige Tage mit Baumöl erweicht, alsdann mit Schmirgel oder Tripel unter Zuziehung von Del mittelst eines harten Holzes abgerieben, dann das Del und alle Unreinigkeiten abgewischt, die Flecken noch einmal

mit Schmirgel und Weinessig gerieben und zuletzt mit feinem Blutstein und einem Leder überpoliert.

### Humoristisches.

Im Gegentheil. A.: „Sieh mal den Studenten da drüben, was der für kolossale Massen Bier vertilgt; der muß gewiß viel Geld haben.“ — B.: „Im Gegentheil, der „pumpt“ sich den Magen voll.“

Ueberhöflich. Baron: „Johann, was wollen Sie denn schon wieder?“ — Johann: „Euer Gnaden hatten die Güte, zu vergessen, mir mein Salair auszuzahlen.“

Bedenklicher Zusatz. A.: „Was dies Fräulein Wimi doch immer für ein frisches Gesicht hat!“ — B.: „Ja, ja, — jeden Tag ein frisches!“

### O schweige still und hoffe nur!

O schweige still und hoffe nur,  
Es flieht die Nacht, es kommt der Tag,  
Da sich Dein Hoffen froh erfüllt,  
Dein Traum wird ein lebendig Bild.

Du armes, reiches Menschenherz,  
O hoffe nur und schweige still  
Und poche nicht so stark und laut:  
Sieh' schon im Ost Dein Morgen graut.

Dann regt sich süßer Vöglein Sang,  
Es schmückt mit Schimmer sich der Wald,  
O hoffe nur, vergiß Dein Leid,  
Es kommt die Zeit — die Lenzeszeit.

So schweige still und hoffe nur!  
Und muß es einst gestorben sein,  
Noch eh' die munt're Knospe schwillt,  
Noch eh' Dein Sehnen sich gestillt, —

Dann hauchst Du doch im Hoffungsraum  
Die blüthenvolle Seele aus  
Und ruffst, wenn dieser Traum zerfliehet:  
„Ich hab' gehofft, gelebt, — geliebt.“

### Räthsel.

Mit E liegt's Dir zu Füßen,  
Mit S auch ist es da.  
Willst Geist'ges Du genießen,  
Dann schnell mit B zur H  
Mit W schützt es Dich täglich,  
Mit R hat's jeder Tisch,  
Mit T ist's leer und kläglich  
Was ist's? Nun rathe frisch!

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Wintersaat,  
Munkelrübe  
Draisine,  
Abzugskanal  
Laufon,  
Agamemnon  
Konzertsaal  
Alabama — Arizona.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich. Inserate 15 Pfennig die Zeile.  
**Süddeutsche Thier-Börse**  
Verbreitetste Organ für Gellügel.  
Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel, Bienen, Hunde- und Fischzucht.  
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.  
Würtl. Postzeitungsliste No. 236. Erscheinungsort Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 6183.

111 r gold.  
Tuch mit silber-  
ergoldetem Boden.  
No. 61 (Bild auf  
Elfenbein gemalt)  
mit 4 echten Perlen,  
sehr elegante Neu-  
heit Mk. 7.75. egen  
Nachnahme oder  
vorher Kasse. Nicht  
conven. Geld zurück. Richard Lebram,  
Goldwaarenfabrik, Berlin C. 19, Scharr-  
straße 5. Wiederverkäufer erhalten Rabatt.  
Illustrirte Preisliste gratis u. franco.

**Meinen Mitmenschen**  
welche an Magenbeschwerden, Verdauungs-  
schwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich  
herzlich gern und unentgeltlich mit, wie  
sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich  
hiervon bereitet wurde.  
Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan  
(Niesengebirge). 221 6

**Georg Schuster,**  
Markneukirchen i. S.  
Musikinstrumenten-,  
Saiten-Manufactur  
und Versand.  
Illustr. Preislisten um-  
sonst und portofrei.